

Leseprobe aus:

Lasst uns roh und garstig sein



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt



- 1 Katastrophen zum Genießen 7
- 2 Bruno Ziauddin – *Jingle Hell* 10
- 3 Susanne Mischke – *Oh Tannenbaum* 24
- 4 Maximilian Buddenbohm – *Solo* 32
- 5 Sibylle Berg – *Schatz, wir machen Ernst* 46
- 6 Sebastian Krämer – *Das Auslassungszeichen* 51
- 7 Kristin Rübesamen – *Forever young* 55
- 8 Stephan Serin – *Ein Fernseher und ein Kinderrad* 71
- 9 Zoë Beck – *Weihnachtsdrücken* 82
- 10 Bernhard Lassahn – *Plattes Land* 94
- 11 Pia Faller – *Wetterbericht* 107
- 12 Rainer Moritz – *Meine gemeine Exschwägerin* 115
- 13 Andreas Kampa – *Wie ich einmal studentischer
Weihnachtsmann war* 127
- 14 Stevan Paul – *Kinderspiel* 132
- 15 Axel Petermann – *Winter, heut hab ich dich tanzen gesehen ...* 143
- 16 Regula Venske – *Blick zu den Sternen* 162
- 17 Frank Göhre – *Bescherung* 173
- 18 Thommie Bayer – *Ein Extrafurz für die CO₂-Bilanz* 180
- 19 Falko Hennig – *Dithranol oder: Viel hilft viel* 185
- 20 Alexander von Schönburg – *Mein Liebesterror* 192
- 21 Vincent Klink – *Perlen vor die Säue* 197
- 22 Gerhard Henschel – *Alle Jahre wieder* 203
- 23 Hans Zippert – *Der Rauswurf* 221
- 24 Dietmar Bittrich – *Die Unsterblichkeit* 225



Katastrophen zum Genießen

An Weihnachten zu leiden spricht für höchste Intelligenz. Der Schöpfer selbst empfand das Fest als Desaster. Gott, so erzählt Mark Twain, finde diese Gedenkfeier äußerst peinlich und meide deshalb die Erde. «Vor zweitausend Jahren habe ich da mal eine Frau geschwängert», lässt er Petrus wissen. «Und die Leute reden heute noch darüber.»

Mark Twain, der diesen Dialog aus zuverlässiger Quelle überliefert, war selbst kein Freund des Festes. Die meisten Schriftsteller sind es nicht. Sie reagieren empfindlich, wenn jemand anderes gefeiert wird. Sie begegnen Weihnachten reserviert und sensibel. Während liebenswerte Menschen alles versuchen, um dem Fest einen Rest Feierlichkeit abzurufen, stehen die Autoren abseits, runzeln die Stirn und machen sich Notizen.

Auch das hat Tradition. Es ist zwar nicht sicher, ob die Pergamentrollen, die im vergangenen Jahr in En ez-Zara am Toten Meer entdeckt wurden, tatsächlich von Joseph persönlich beschriftet wurden. Das wohl eher nicht. Verbürgt ist hingegen laut

Röntgenanalyse, dass die Pergamente zweitausend Jahre alt sind und Fragmente einer Art Tagebuch des Joseph enthalten. In den Bruchstücken dieses Tagebuches besteht die Brisanz.

Demnach muss der Ehemann der Maria das gewahrt haben, was kritische Distanz genannt wird. Man darf sagen: Er war genervt. So genervt wie heute jemand, der bei einem sozialen Netzwerk seinen Geburtstag ankündigt, ein Kreuzchen falsch setzt und wenig später von flegelhaften Massen heimgesucht wird. Das erste Weihnachtsfest, belegen die Pergamentrollen, war so etwas wie eine aus dem Ruder gelaufene Facebook-Party, mit einem Flashmob aus Hirten, Kamelen, Schafen und selbsternannten Königen.

Das Fest fiel roh und garstig aus. Es war eine Katastrophe, die eine endlose Folge gleichartiger Katastrophen nach sich gezogen hat. Was tun? «Die Kunst», verriet jetzt ein renommierter Katastrophenforscher, «besteht darin, das Desaster zu genießen, und zwar immer aufs Neue.» Gut gesagt. Genau diese Kunst beherrschen unsere Autoren. Vermutlich haben sie nicht jeden einzelnen Tiefschlag, den sie hier schildern, in vollen Zügen genossen. Darüber zu schreiben wird dagegen schon eine Art Genuss gewesen sein.

Darüber zu lesen ist es erst recht. Es ist ermutigend mitzuerleben, wie andere Leute reingefallen sind. Es weckt Hoffnung. Reinfälle, Missgeschicke, Niederlagen treten zum Fest der Hoffnung bekanntlich so gehäuft ein, weil die Erwartungen so hoch sind. Erwartungen haben immer Enttäuschungen zur Folge. Und das, teilt uns jetzt ein Weiser aus dem Morgenlande mit, ist gar nicht schlimm. Im Gegenteil.

Der Dalai-Lama sieht in der «endgültigen Enttäuschung den eigentlichen Sinn des Lebens». Was soll das heißen? Der katastrophenerprobte Experte meint, dass im Laufe des Lebens eine

Täuschung nach der anderen enttarnt wird, bis am Ende nur noch das übrig bleibt, was unterm Schleier aller Täuschungen verborgen war: die reine Wahrheit. Und die soll dann leuchten und strahlen und der reine Genuss sein.

Nun ja. Wer's glaubt. Halten wir uns zunächst lieber an die kleinen Enttäuschungen. Und zwar an die Enttäuschungen der anderen. Die lassen sich wesentlich leichter genießen. Ob irgendeine Wahrheit dabei herausspringt oder nicht, ist unwichtig. Hauptsache Genuss.

Dietmar Bittrich



Bruno Ziauddin

Jingle Hell

21. Dezember

Zu meiner Verteidigung könnte man anführen: Ich war jung. Und mit einem Mädchen hatte es seit Längerem nicht mehr geklappt. Genau genommen seit meiner ersten großen Liebe nicht mehr. Diese kaltherzige Schlampe, die mich – mich! – fünf Tage vor unserer großen Südamerikareise für einen Älteren, Kräftigeren, Behaarteren stehen ließ. Ich hatte mich damit abgefunden, dass mein Liebesleben im Alter von nur 22 Jahren zu Ende war und ich als keuschestes Wesen seit der Jungfrau von Orléans in die Geschichte eingehen würde.

Dann lernte ich Sophie kennen.

Wir studierten am selben College in London, sie englische Literatur, ich Geschichte. «Ich hoffe, der Rosenkohl auf deinem Teller schmeckt nicht so eklig, wie er aussieht», hatte sie beim Anstehen in der Kantine gesagt und gelächelt. Ich war elektrisiert. Ich war von einer Frau angesprochen worden. Einfach so.

Es stellte sich heraus, dass Sophie ebenfalls neu in der Stadt war (sie stammte aus Manchester, ich aus Zürich). Irgendwie schaffte ich es, mich für den nächsten Abend mit ihr zu verabreden. Wie in den achtziger Jahren üblich, drehte sich unser Gespräch in der verrauchten Studentenbar vorwiegend um den katastrophalen Zustand des Planeten: Apartheid, Pinochet, Thatcher, Abholzung des Regenwaldes. Irgendwann erblickte ich auf ihrem gehäkelten Stofftäschchen eine dunkelblaue Plakette: *Stoppt den Walfang. Greenpeace.*

Ich jubelte innerlich. Ein Elfmeter ohne Torwart. Schließlich hatte ich selbst für diese (in den Augen vieler) bewundernswerte Organisation gearbeitet, bevor ich mich entschloss, in die Fremde zu ziehen und doch noch mit einem Studium zu beginnen. Jetzt musste ich es nur noch schaffen, Sophie gegenüber beiläufig zu erwähnen, dass ich einst in einem Schlauchboot über die Wellen geflitzt war, um einen verantwortungslosen Großkonzern unter Todesverachtung daran zu hindern, seinen giftigen Müll in die Nordsee zu kippen.

Sophie reagierte leider nicht ganz so entzückt wie erhofft. Immerhin, aus einem anerkennenden «*Oh, really?*» schloss ich, dass sich die Dinge, alles in allem, in die richtige Richtung entwickelten. Und wie süß sie ihren kleinen Mund verzog, wenn sie den *wild gewordenen Neoliberalismus* anprangerte! Als alle Zigaretten geraucht waren und der Barkeeper das Gitter über dem Tresen herunterzog (diese Engländer und ihre verdammte Sperrstunde), fragte ich Sophie: «Und, wann fährst du in die Weihnachtsferien?»

Obwohl bereits keine Vorlesungen mehr stattfanden, hoffte ich, dass sie noch ein paar Tage in der Stadt bleiben würde. Dann konnten wir uns vielleicht noch ein-, zwei-, dreimal sehen, bevor ich selbst heim zu den Eltern flog.

Sophie seufzte und antwortete: «Ach, wie es aussieht, bleibe ich in London.»

«Wie, du verbringst die Feiertage nicht mit deiner Familie?»

«Mein hirnloser *Dad* wird die ganze Zeit Fußball glotzen, meine depressive Mutter sich mit Brandy volllaufen lassen, und meine Schwester ist eine essgestörte Punkerin, die ihre Katze vegetarisch ernährt. Wollen wir tauschen?»

«Das, ähm, geht leider nicht. Ich hatte nämlich selber vor, in London zu bleiben.»

22. Dezember

Den folgenden Tag verbrachte ich damit, den delikatsten Anruf bei meiner Mutter hinauszuschieben, mit dem ich ihr meinen spontanen Entschluss würde beibringen müssen. Natürlich war sie entsetzt. Natürlich machte sie mir ein schlechtes Gewissen. Natürlich gelang ihr das auch. Gleichzeitig fühlte ich mich sehr erwachsen. Weihnachten ohne Eltern! In der aufregendsten Metropole auf Erden! Mit der bezauberndsten Frau aller Zeiten!

Im Prinzip waren mir die subtilen Usancen britischer Kommunikation geläufig. Ich wusste, dass «*see you around*» das Gegenteil von dem meinte, was es zu meinen vorgab. Nämlich: «Wenn wir uns nie wieder über den Weg laufen, ist das nicht weiter schlimm.» Und ich wusste, dass man des Engländers Faible für blumige Verwünschungen nicht immer ernst nehmen durfte. Wenn meine (platonische) Studienfreundin Lilly mich als «Mutanten mit bizarrem Akzent» bezeichnete, «aus einem Land, wo kleine Männer mit Zipfelmützen lila Kühe bumsen», dann war dies Ausdruck beträchtlicher Zuneigung.

Aber ich weigerte mich, vernünftig zu sein. Ich weigerte mich, Sophies theatralische Tirade gegen ihre Eltern und die kontrol-

lierte Freundlichkeit, mit der sie mir auch nach dem zweiten Gin Tonic begegnete, richtig einzuordnen. Zu entschlossen war ich, meinem Martyrium der Mädchenlosigkeit ein sofortiges Ende zu setzen.

23. Dezember

«Hi, hat jemand für mich angerufen?»

«Nein, niemand ...»

«Hm.»

«... außer Sophie.»

«Sophie! Wieso erfahre ich das erst jetzt?»

«Vielleicht, weil du erst vor acht Sekunden zur Tür reingekommen bist?»

«Und? Was hat sie gesagt?»

«Richte ihm schöne Grüße aus.»

«Das ist alles?»

«Das waren ihre Worte.»

«Mehr hat sie nicht gesagt?»

«Du meinst im Stil von 'Ich räkle mich grad in Strapsen auf dem Teppichboden, bitte komm sofort vorbei?'»

«John!»

«Sorry.»

«Was findest du, soll ich sie jetzt gleich zurückrufen oder erst heute Abend?»

«Weder noch.»

«Okay, jetzt gleich.»

Ich rannte in mein Zimmer hoch, durchwühlte den Schreibtisch nach dem Zettel mit Sophies Nummer (was für eine wunderschöne Handschrift sie hatte!), rannte wieder hinunter, riss den Hörer

von der Gabel, wählte die Nummer, rutschte bei der zweitletzten Ziffer von der Wählscheibe ab, fing von vorne an, realisierte, dass ich außer Atem war, weshalb ich auflegen wollte, denn was hätte das für einen Eindruck gemacht, hörte aber bereits den heiseren Signalton und blieb dran, denn was hätte das für einen Eindruck gemacht?

Sophie habe das Haus vor einer halben Stunde verlassen, teilte mir ihre Zimmernachbarin mit. Sie hieß Edwina, hörte Chris de Burgh und kaufte ihre Unterwäsche bei Marks & Spencer, wie mir Sophie genüsslich erzählt hatte. Edwina hingegen schien noch nie von mir gehört zu haben. Ich fragte, ob sie Sophie eine Nachricht hinterlassen könne. «Klar. Sie wird sie aber erst in zwei Wochen lesen. Wie gesagt, sie ist vor einer halben Stunde nach Manchester gefahren, ihr Vater hat sie abgeholt.»

«Ihr Vater?!», japste ich in den Hörer.

«Schön, wenn Daddy kein Weg zu weit ist, seine kleine Tochter nach Hause zu chauffieren, nicht wahr?»

24. Dezember

Wäre ich nach dem niederschmetternden Telefongespräch mit Edwina etwas weniger stur gewesen, hätte ich den Flug nach Zürich vielleicht gerade noch erwischt und rührte jetzt meine Gabel zu den Klängen von Georg Friedrich Händels *Messias* in einem Fondue Chinoise – mein Lieblingsgericht bis ungefähr zum zwölften Altersjahr, weshalb es von meiner Mutter noch immer jede Weihnachten aufgetischt wurde. Stattdessen saß ich in einer Spelunke mit dem ominösen Namen «Bull and Pump», irgendwo im östlichen Niemandsland dieser sehr großen und, wenn man seine (Heiligen) Abende nicht sorgfältig plante, sehr einsamen Stadt.

John, der sich gestern bereit erklärt hatte, den Rest des beschissenen Tages mit mir im Pub zu verbringen, um dort empathisch grunzend mein Gejammer über Gott, die Welt, Sophie und meine grenzenlose Blödheit zu ertragen, war zu seiner Großmutter gefahren. Lily verbrachte Weihnachten bei den Eltern ihres neuen Freundes, einem blondgelockten Langweiler, der am Morgen das Bad blockierte, weil er glaubte, seine dünnen Beine mit Kokoslotion von Body Shop einschmieren zu müssen. Christos, ein weiterer Bewohner unserer Groß-WG, verbrachte die Festtage daheim in Saloniki, wo ihn willige Frauen, trinkbarer Wein und reife Orangen erwarteten, wie er uns in seinem wahnsinnig komischen Englisch erklärte. *Fa-king beautiful, this oranges!* Fatih, ein viriler Ingenieurstudent und Christos' Intimfeind, war zwei Monatsmieten im Rückstand und entsprechend wenig erpicht, einem Mitbewohner unter die Augen zu treten.

Blieben Randy und Bekki (sie bestand darauf, ihren Namen mit zwei k zu schreiben), mit denen ich jetzt im «Bull and Pump» saß. Obwohl ich beteuert hatte, dass es mir nichts ausmache, Heiligabend in meinem Zimmer zu verbringen und «ein bisschen Musik zu hören», hatten mich die beiden auffallend hartnäckig zum Mitkommen aufgefordert. Bestimmt aus Mitleid, wie ich argwöhnte.

Das «Bull and Pump» sei ein angesagtes Gay-Lokal, brüllte mir Bekki stolz ins Ohr. Darauf wäre ich auch von allein gekommen. Immerhin hatte mir der Türsteher, der aussah wie Freddie Mercurys Cousin, «*Be a good boy, darling*» hinterhergerufen, als ich mit finsterer Mine an ihm vorbeigegangen war. Und drinnen versuchte ein hünenhafter Transvestit mit Netzstrümpfen und Nikolausmütze, die Gäste mit einer ziemlich expliziten Bühnenshow in Festlaune zu bringen.

Während ich damit beschäftigt war, möglichst unbeeindruckt

dreinzuschauen, belagerte Bekki Randy mit ihrem Lieblingsthema: Sex. Dazu muss man wissen, dass Bekki auf diesem Feld nicht nur in der Theorie bewandert war. Nach wenigen Monaten an der Uni hatte sie mit der Mehrzahl der Geschichtsstudenten unseres Jahrgangs gevögelt. (Ich gehörte zur standhaften Minderheit.) Eines Abends im November verkündete sie in geselliger Runde, sie sei jetzt «bi». Um wenig später zu präzisieren: «Ein Viertel lesbisch, drei Viertel bisexuell.» Ihr Gespräch mit Randy drehte sich konsequenterweise nicht um Christbaumschmuck, sondern um *Burmese bells* – irgendwelche Lustkugeln, wie nach Ansicht Bekkis jeder halbwegs unverklemmte Erdenbewohner wusste.

Randys Beitrag zur Konversation bestand vor allem darin, alle paar Sekunden hysterisch zu kichern, als plagte ihn das Tourettesyndrom. Randy stammte aus San Francisco und war in vieler Hinsicht noch abgedrehter als Bekki. Über seine sexuellen Vorlieben war zum Glück nichts Näheres bekannt. Dafür wussten wir, dass er die 7000 Dollar, die ihm seine wohlhabenden Eltern für eine ausgedehnte Europareise spendiert hatten, an Acid House Partys und für den Erwerb antiker Puderdosen durchbrachte.

Von den Mitbewohnern wurde Randy nicht richtig ernst genommen. Nur schon sein Name, der in den Ohren vieler Engländer ein wenig debil klang, war eine schwere Hypothek. Eines aber nötigte allen Respekt ab: Randy kaufte die Pillen, die zu einem richtigen Acid Rave nun mal dazugehörten, immer in einem der berühmtesten, ausschließlich von Schwarzen frequentierten Drogenlokale der Stadt. Und war dabei kein einziges Mal ausgeraubt worden! Wahrscheinlich war es selbst für den härtesten Rasta-Dealer zu viel, wenn ein grinsender Ami, der eine fluoreszierende Baseballmütze auf dem Kopf trug, mit einem auf-

geräumten «*Hi guys*» in sein Revier schlenderte und nach abgeschlossenem Handel ein Erinnerungsfoto schoss.

Heiligabend, und ich saß mit einem durchgeknallten Kalifornier und einer sextollen Engländerin im Nummer-eins-Gaylokal der größten Stadt Europas. Ein bisschen aufregend war das schon. Doch mit jeder Porno-Anekdote, die Bekki zum Besten gab, mit jeder Lachsalve, die Randy abfeuerte, wuchs mein Selbstmitleid. Was machte ich bloß hier? Ich war der einsamste Mensch auf Erden. Nicht mal für eine brave Anglistikstudentin aus Manchester hatte es gereicht.

«Wollen wir ein wenig Billard spielen?», fragte Bekki in irritierend mütterlichem Tonfall. Offensichtlich hatte sie mein Stimmungstief bemerkt, weshalb ich mich sogleich noch mieser fühlte. In der Gegenwart von aufgekratzten Großstädtern den Schweigsam-Nachdenklichen geben: eine Todsünde.

«Gute Idee», log ich. Mein empirisch erhärteter Achtziger-Jahre-Sexismus hatte mich nämlich zu der Überzeugung gebracht, dass es sinnlos war, sich in Ball- und Kugelspielen mit Mädchen zu messen. Ein Freund von mir, der ein bisschen sportlich war, hatte neulich das erste Tennismatch seines Lebens 6:0, 6:0 gewonnen. Die Gegnerin nahm seit mehreren Jahren Privatunterricht.

Die Billardpartie nahm den erwarteten Verlauf, gegen Randy wurde es auch nicht spannender. Ich wollte mich schon anerbieten, eine weitere Runde Bier zu holen, als ein untersetzter Junge mit Bürstenhaarschnitt eine 20-Pence-Münze auf den Tisch knallte. «Noch ein Spiel?» Erst jetzt realisierte ich, dass es sich bei dem vermeintlichen Jungen um eine Frau handelte. «*She's a Diesel!*», flüsterte mir Bekki begeistert ins Ohr. «Ein was?» – «*A Diesel Dyke!*»

Seither weiß ich, dass Frauen, die auf Frauen stehen und von

Berufs wegen große Fahrzeuge steuern – einen Muldenkipper etwa oder einen roten Doppeldecker der Linie 253, die von unserer WG zur Uni führte –, dass dieser Lesbentyp «Diesel Dyke» genannt wird. Und besser Billard spielt als ich.

«Ich gehe auf die Toilette, mich ein wenig ausheulen.» Dankbar nahm ich Bekkis Grinsen zur Kenntnis, mit dem sie meinen Versuch zur Selbstironie quittierte. «Soll ich mitkommen und dich ein wenig trösten?», rief Randy hinterher, beinahe wiehernd vor Begeisterung über seinen Spruch.

Obwohl ich bloß meine Blase leeren wollte, schloss ich mich in einem Kabäuschen ein. Sicher ist sicher. Als ich wieder hinaus trat, standen drei fette Typen in Lederjacken vor mir. Oder genauer: Drei fette Typen in Lederjacken hopsten eng umschlungen im Kreis herum. Hopsten im Kreis herum und gerieten ins Trudeln. Hopsten im Kreis herum, gerieten ins Trudeln und fielen in dem Moment, als ich mich an ihnen vorbeizwängen wollte, der Länge nach hin.

Und so kam es, dass ich an Heiligabend des Jahres 1987 auf dem klebrigen, von gebrauchten Papiertaschentüchern, Zigarettentimmeln und Schlimmerem übersäten Toilettenboden des Nummer-eins-Gaylokals von London zu liegen kam. Begraben unter einem dreihundert Kilogramm schweren Fleisch-Schweiß-Leder-Konglomerat.

Dauerregen, Durchzug, Schneematsch, Stromausfälle, überfüllte Pendlerzüge, streikende Müllmänner, geschmacksneutrales Gemüse, pampiges Brot, erfolglose Fußballer, vier Fernsehstationen und keine mehr: Engländer, egal ob schwul, hetero oder bi, sind leidensfähige Wesen; Heulsusentum wird nicht gern gesehen. Mit einem kichernden «*Sorry, mate*» halfen mir die Lederjackenkerle wieder auf die Beine, während der Dreisteste mir auch noch einen tröstenden Klaps auf den Hintern verpasste.